

Die Entführung.

Roman von A. Groner.

(7. Fortsetzung.)

„Was denn?“
„Das ist an dem Tage, an dem Bräuner verschwand, gegen drei Uhr, auf dem Wege zwischen Schönau und Wännersdorf, einen Mann bemerkt hat, der sich sehr sonderbar benahm. Er hat im Gehen die Arme von sich gestreckt und dabei immer vom Vater unter die paar ersten Sätze gebetet, und zwar ganz laut.“

„Das Weib kannte ihn nicht?“
„Konnte sie eine Beschreibung seiner Person geben?“
„Ja! Groß und mager war er, hatte einen kleinen, runden, grünen Hut und einen braunen Havelock getragen. Und schwarzes Haar hat er gehabt.“

„Herr Bräuner war es also nicht?“
„Nein! Herr Bräuner kennt die Alte. Sie hat früher oft im Lagerlohn bei ihr gearbeitet.“
„Hat sie mit dem Fremden gesprochen?“

„O nein, sie hat sich vor ihm verschämt, weil sie sich fürchtete.“
„In welcher Richtung ist er gegangen? Nach Wännersdorf hin — oder ist er von dort gekommen?“

„Er ist von dort gekommen und nach Schönau zu gegangen. Bei der kleinen Brücke teilte sich die Straße, er kann also auch nach Mühleiten gegangen sein.“
„Oder zur dünnen Pappel,“ warf der Herr Polizeirat ein.
„Oder zur dünnen Pappel,“ wiederholte Potorny gedanklos, „Glauben Herr Polizeirat, daß dieser bedenkliche Mann etwas im Schilde führte?“

„Herr! Juchte die Schullern.“
„Wein lieber Potorny,“ sagte er freundlich, „diese Geschichte ist einfach nicht zu begreifen. Einzelne wissen wir eben gar nichts. Gehen Sie jetzt nach Hause und ziehen Sie sich um, sonst werden Sie mir krank. Sie treffen ja vor Wännersdorf trinken Sie mal den Tee dort. Er ist noch heiß.“

„Dann haben aber der Herr Polizeirat seinen,“ wandte Potorny ein.
„Kümmern Sie sich nicht um mich, sondern sehen Sie zu, daß Sie was Warmes in den Leib kriegen. Nehmen Sie das ganze Brett mit hinaus, essen Sie und kommen Sie in einer Stunde wieder. So, nun lasse ich den Herrn Kommissar bitten, hereinzukommen.“

„Herr! Nicht dem braven, alten Agenten zu und gubete sich eine Zigarette an.“
Eine Minute später sah Doktor Reiner bei ihm.
„Was, was sagen Sie zu dem Fall Bräuner?“ begann der Polizeirat. „Ein Herr von Menschen ist aufgeboden worden zur Nachforschung in dieser Sache. Sechsmal vierundzwanzig Stunden sind seit Bräuners Verschwinden vergangen, und noch wissen wir nicht das mindeste.“

„In der Donau wird er liegen,“ meinte Doktor Reiner. „Ich kann mir sein spurloses Verschwinden nur so erklären.“
„Diese Annahme liegt ja auch nahe,“ gab Herr zu. „Aber sollte er selber ins Wasser gegangen sein? Ich kann das nicht glauben. Er war ein so heiterer, lebenslustiger Mann und besand sich in den besten Verhältnissen, sowohl was sein Familienleben als seine Finanzen anbelangt.“

„Entscheidet nicht oft eine Blutwunde über ein Menschenleben?“ erwiderte der junge Doktor, der gerne philosophierte.
„Da glaube ich aber, daß diese Blutwunde ein anderer gehabt hat — irgendein Feind Brau. c. s. An Selbstmord kann ich nicht glauben, oder an ein Verbrechen.“

„Das mit dem gefährlichen Briefe in Verbindung steht!“
„Dah Frau Bräuner oder andere Menschen, die mit Bräuners eng verkehren, so gar keine Ahnung haben! War er vielleicht ein Freund galanter Abenteuer?“

„Nicht die Spur! Das heißt — was früher war, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß manche Menschen ihr Lebensgeheimnis haben. Das könnte auch bei Bräuner der Fall sein. Jedenfalls muß weiter geforscht werden. Frau Bräuner hat uns ja reichlich Geld zur Verfügung gestellt — das wird die Agenten anspornen. Und die laufenden Kronen, die für eine sichere Nachricht über den Verbleib von Bräuner geschrieben sind, werden schließlich auch ihre Wirkung tun.“

„Wiederholte es, und gleich darauf erschien ein Wächter. Dieser trat ein junges Mädchen ins Zimmer.“
„Herr Polizeirat, der Mann hat eine Werbung zu machen,“ sagte der Wächter und trat ab.

„Wer hat die?“ wanderte sich Herr zu den jungen Menschen.
„Ja, bin Alois Augenthaler, der Stallburde vom Erlenhof. Die gnädige Frau hat diesen Brief.“ Herr öffnete ihn vor.

Frau Bräuner schrieb:
„Eoblen erhielt ich die beistehende Depesche. Ich sende sie Ihnen, erbittet Rücksendung und Mitteilung, was der Herr Polizeirat zu veranlassen gedenkt. Ich kenne alle Angelegenheiten meines Mannes und weiß, daß irgend etwas Diffiziles nicht darunter ist. Ob diese Depesche nicht auch eine Fälschung ist, wie jener Brief des Försters. Potigner an meinen Mann? Auf alle Fälle bitte ich, die Angelegenheit weiter zu verfolgen.“

Der Inhalt der Depesche lautete: „Bin in wichtiger diffiziler Angelegenheit in Wien. Bin gesund. Wegen Holzankaufes besorge ich das Nötige. Nächste Nachricht vermuthlich aus Graz. In etwa zehn Tagen ist wieder bei Dir.“

Der Polizeirat reichte beide Papiere dem jungen Beamten und sagte:
„Da ist ja die Aufklärung.“
Doktor Reiner las die beiden Schriftstücke bedächtig durch und legte sie auf den Tisch.

„Ja, da ist die Aufklärung,“ wiederholte er, „das heißt, wenn Herr Bräuner die Depesche selber aufgegeben hat.“
„Sie zweifeln daran?“
„Weil ich nur, weil auch Frau Bräuner daran zweifelt.“

„Frauen denken nicht mit dem Kopf — die denken mit dem Herzen. Es will keine glauben, daß ihr Mann Geheimnisse vor ihr hat. Selbstverständlich forschen wir der Sache noch weiter nach. Sie, junger Mann, wie steht's mit dem Holzankauf? Wissen Sie, ob Ihre Herrschaft damit umging, Holz zu kaufen?“

„Lois, der bescheiden an der Tür stand, kam näher heran. Er erzählte, daß in der Tat neuer Holzvorrat für den Erlenhof bald nötig sei, und daß sein Herr es sonst immer von einem Bauer in Mühleiten bezogen habe. Auf dem Erlenhof wisse aber jetzt niemand, ob der Herr das Holz schon bestellt, oder gar schon gekauft habe. Gestern erst sei darüber geredet worden, daß die gnädige Frau vielleicht ganz vergessen werde, das notwendige Brennholz zu beschaffen.“

„Ihr wißt also nichts von einem Holzkauf?“ bemerkte Herr und fuhr zu Doktor Reiner gewendet, fort: „Da ist es also nicht wahrscheinlich, daß andere Leute darum wissen, als das Ehepaar Bräuner und allenfalls der Holzlieferant.“

Er zog seine Uhr.
„Sind Sie mit der Bahn gekommen?“ wandte er sich an Lois.
„Nein,“ wandte er sich an Lois.
„Jetzt ist es gleich sechs Uhr. Nach sieben können Sie wieder zurückfahren.“ Herr griff nach einem Fahrplan und fuhr fort: „Um 8 Uhr 30 sind Sie in Groß-Engersdorf. Von dort... ab, das ist ärgerlich! Schon zehn Minuten später geht der letzte Zug nach hier ab. Da kann ich also heute nicht mehr bekommen, was ich brauche.“

„Ich könnte ja herreiten.“
„In der Nacht? Nein, nein! Aber morgen früh um 7 Uhr 30. Also warten Sie. Ich gebe Ihnen einen Brief an die gnädige Frau mit.“

Der Polizeirat schrieb einen kurzen Brief, mit dem Lois sich entfernte.
„Es handelt sich um eine Schriftprobe Bräuners,“ sagte Herr dann zu Reiner. „Morgen früh schide ich Potorny nach Wien. Wo das Telegramm aufgegeben worden ist, erfährt er auf dem besten Postamt. Stimmt die Schrift auf dem Aufgabeformular mit der Bräuners überein, so haben wir nichts mehr in dieser Sache zu tun. Dann muß Frau Bräuner sich gebuden, bis ihr Karl nach Erledigung der diffizilen Angelegenheit wieder zu ihr zurückkehrt.“

Er lächelte ein bißchen zynisch, der Herr Polizeirat — und sein junger Beamter lächelte mit.
Potorny, der sich pünktlich wieder im Kommissariat einfand, wurde nach Hause geschickt und für morgen früh bestellt.

Gegen neun Uhr abends traf Lois im Erlenhof ein.
Frau Bräuner suchte unter verschiedenen Schriftstücken von der Hand ihres Mannes eins aus und ableserte es an den Polizeirat.

Als Josef die Schreibmappe ihres Gatten, nach der sie ihn geschickt, gebracht hatte, blieb er stehen und wartete, um sie wieder auf ihren Platz zu tragen.
Zwei Paar Augen konzentrierten von neuem, daß der Mann ganz blaß und eckel ausah. Herrn von Amberg und Johannas Augen, und sie machten jetzt eine merkwürdige Wahrnehmung. Josef's Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot.

Als Frau Bräuner ihm die Mappe wieder einhändigte, sagte er kalt: „Gnädige Frau, darf ich nicht morgen nach Floridsdorf fahren?“

„Ich bin ja gar nicht da!“
Frau Bräuner schaute auf.
„Warum gerade Sie?“
„Weil — weil —“ Josef dachte, daß die Jahre aufeinander und wechselte wieder die Farbe.

„Weil ich — seit der gnädige Herr — fort ist — nicht mehr vor dem Tor geworfen bin!“ brachte er stotternd hervor.
Frau Bräuner sah ihn ruhig an und sagte sanft: „Ich beehre Sie absichtlich zu Hause, Josef — und Sie sollen auch fernherhin zu Hause bleiben.“

„Gnädige Frau —“
Wie gequält das klang!
Und wie ruhig Frau Bräuners Blick und ihre Stimme waren, und wie sie ihm so recht mütterlich-warm in die Augen sah!

Josef hatte aber jetzt kein Verständnis für ihre Güte. Es tochte offener in ihm der Grimm. Seine Augen schossen Blitze, seine Zähne knirschten, und sein Gesicht war verzerrt. Die Wampe fest an sich gedrückt, taumelte er aus dem Zimmer.

„Der arme!“ sagte Frau Bräuner ganz laut.
„Das ist aber doch mehr als selbstsam,“ dachte Herr von Amberg.
Fräulein Miska aber preßte die Lippen fest zusammen und dachte: „Warum hat er jetzt gelogen? Warum hat er gesagt, er habe seit Daniels Verschwinden keinen Schritt mehr vor das Tor gesetzt? Vergaß er, daß er mir damals gesagt, daß er in jener Nacht heimlich fort war? Weiß er denn nicht mehr, daß er mir dieses gefährliche Geständnis abgelegt hat?“

Frau Bräuner, die die Erregung ihrer Nichte bemerkte, fing sofort an, von etwas anderem zu reden.
Der Inhalt der Depesche hatte bei allen, die darum wußten, eine große Aufregung hervorgerufen. Aber beruhigt war Frau Bräuner nicht; sie glaubte nicht an die geheimnisvolle, diffizile Angelegenheit ihres Gatten. Außerdem war gleich nach zwei Uhr noch ein Telegramm gekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß Fritz gegen Abend eintreffen werde.

Gegen Abend! Und er hatte schon bei seiner heute vormittag erfolgten Heimkunft — seine Depesche war um 1 Uhr 10 Minuten in Pirama aufgegeben — erfahren, was im Erlenhof geschehen war! Und von seinem Gute, das etwa eine halbe Stunde von dem Verlichen Pirama entfernt lag, konnte man zu Pferd oder zu Wagen den Erlenhof in etwa drei Stunden erreichen!

Die beiden Damen empfanden es doppelt, wie gültig und treu die Leute im Fortkloster in diesen traurigen Tagen ihnen zur Seite standen.
Nicht eine Stunde lang hatte man sie allein gelassen! Drei Radmännlein hatte die Frau Förster bei ihnen zugebracht und Potigner hatte den Dienst so eingerichtet, daß er oder der Adjunkt an den Abenden den Damen Gesellschaft leistete und auch die Nacht im Erlenhof blieb.

Und erst heute abend kam Fritz Laundorf, Johannas Bräutigam!
Kopf und Reiter waren in Schweiß gebadet. Fritz hatte es also wirklich eilig gehabt. Er zeigte auch wirklich eilige Teilnahme für die Damen. Daß Daniel Karl tot oder in irgendeiner gefährlichen Lage sei, glaubte er indes nicht. Wer sollte denn diesen grundgütigen Mann nach dem Leben trachten? Daß er weder Geld noch Wertsachen zur Hofenjagd mitgenommen würde, konnte sich doch jeder sagen. Der Brief freilich, der ihm fortgelockt, war ein Rätsel.

Aber hat nicht fast jeder ein Geheimnis in seinem Leben? Ah — man wird früher oder später die Man gehabt, belächeln!
So dachte Fritz Laundorf. Das war wirklich seine Ueberzeugung und sie teilte sich den anderen mit. Die Damen wurden zusehends ruhiger, wenn auch lange nicht so ruhig, wie er. Er begann mit dem eben eingetrossenen Adjunkt ein Fragespiel, das seitens Herrn von Amberg allerdings recht zerstreut geführt wurde.

Der Regen fiel immer dichter, als der Groß-Engersdorfer Telegraphenbote dem Erlenhof zu raddelte. Nachdem die Depesche aus Wien vorgelesen, sagte Laundorf sich ungebauer bescheiden.
„Na also, Lante! Hab' ich recht?“ rief er vergnügt, unarmte in ungeheuchelter Freude Johanna und wollte sie, wie er das so gern tat, herumwirbeln.

Johanna aber war nicht zu Scherzen geneigt.
„Sie sind ihren Verlobten von sich und sagte: „Ach das, Fritz! Ich werde erst wieder fröhlich sein können, wenn Daniel daheim ist.“

Laundorf fühlte sich verletzt. Er setzte sich neben Frau Bräuner und sagte in steifem Ton:
„So ist also alles in Ordnung und man braucht mich hier nicht mehr. Du gehst heim, wie du willst, ich bleibe hier. Ich habe das ganze Haus voll Gäste, die ich einlad, einige Tage bei mir zu bleiben. Da ich der Herrschaft hier in zwischen aufschickel hat, das ich keine Ursache, sie hinauszuerufen.“

„Das verlangt ja auch niemand,“ sagte Johanna lächelnd.
Laundorf sah sie ärgerlich an.
„Ich verheiß nicht, daß Du bei mir bleibst.“

„Es liegt mir nämlich sehr viel an den Leuten,“ fuhr Laundorf fort. „Ihr wißt, daß ich gern in den Reichstag möchte.“
„Haben Deine Gäste etwas damit zu tun?“ fragte Frau Bräuner.
„Natürlich. Zwei der Herren sind politisch einflußreiche Männer und die Baronin —“

„Ah — Damen hast Du auch zu Besuch?“
„Baronin Wertenstein und ihr Gemahl haben sich so oft zur Jagd geladen, daß ich mich endlich einmal reorganisieren mußte. Sie wollten schon, als Papa noch lebte, meine Fabrik und das Gut besichtigen; aber Papa hatte bekanntlich gegen alles, was modern und elegant ist, eine ausgesprochene Abneigung; da konnte ich ihm die Wertensteins nicht bringen.“

„Das glaube ich,“ warf Frau Bräuner ruhig ein. „Mein Vater war in seinem Verkehr so viel wählerischer als Du. Wertenstein ist ein Mensch, der nicht mehr Offizier sein dürfte.“ Und der Reichstag seiner Frau stammt gewiß nicht von ihrer Gage her! Sie war lange Salondame, aber ihr Name hat trotz ihrer kostbaren Toiletten nie auf dem Theaterzettel gefanden! Ich wundere mich nicht, daß Dein Vater die beiden nie empfangen hat!“

„Tante!“
„Spiele nur hier nicht den Empfindlichen, lieber Fritz, Du bist es doch zu Hause nicht!“ sagte die traurige Frau mit einem etwas spöttischen Lächeln, worauf Laundorf gereizt erwiderte:
„Es ist besser, ich gehe. Es ist heute schwierig, mit Euch zu verkehren; Ihr seid so aufgeregte. Also, Tante, auf ein frohes Wiedersehen. Leb wohl, Hanna. Adieu, Herr von Amberg!“

„Es liegt mir nämlich sehr viel an den Leuten,“ fuhr Laundorf fort. „Ihr wißt, daß ich gern in den Reichstag möchte.“
„Haben Deine Gäste etwas damit zu tun?“ fragte Frau Bräuner.
„Natürlich. Zwei der Herren sind politisch einflußreiche Männer und die Baronin —“

„Ah — Damen hast Du auch zu Besuch?“
„Baronin Wertenstein und ihr Gemahl haben sich so oft zur Jagd geladen, daß ich mich endlich einmal reorganisieren mußte. Sie wollten schon, als Papa noch lebte, meine Fabrik und das Gut besichtigen; aber Papa hatte bekanntlich gegen alles, was modern und elegant ist, eine ausgesprochene Abneigung; da konnte ich ihm die Wertensteins nicht bringen.“

„Das glaube ich,“ warf Frau Bräuner ruhig ein. „Mein Vater war in seinem Verkehr so viel wählerischer als Du. Wertenstein ist ein Mensch, der nicht mehr Offizier sein dürfte.“ Und der Reichstag seiner Frau stammt gewiß nicht von ihrer Gage her! Sie war lange Salondame, aber ihr Name hat trotz ihrer kostbaren Toiletten nie auf dem Theaterzettel gefanden! Ich wundere mich nicht, daß Dein Vater die beiden nie empfangen hat!“

„Tante!“
„Spiele nur hier nicht den Empfindlichen, lieber Fritz, Du bist es doch zu Hause nicht!“ sagte die traurige Frau mit einem etwas spöttischen Lächeln, worauf Laundorf gereizt erwiderte:
„Es ist besser, ich gehe. Es ist heute schwierig, mit Euch zu verkehren; Ihr seid so aufgeregte. Also, Tante, auf ein frohes Wiedersehen. Leb wohl, Hanna. Adieu, Herr von Amberg!“

Johanna erhob sich, schob ihren Arm in den seinen und ging mit ihm bis in die Veranda. Einem Kuß wußte sie auszuweichen, aber ihre Stimme klang doch freundlich, als sie sagte: „Gott sei Dank, daß Daniel telegraphiert hat. Jetzt können wir schon ruhiger sein. Laß Dich ja nicht durch Rücksichten auf mich Deinen Gästen abhalten. Ah, da kommt Martin mit Deinem Pferd.“

Sie öffnete die Tür, reichte Fritz die Hand und lächelte bitter, als er sie mit der Miene eines Menschen, dem man unrecht getan hatte, verließ.
Wie heiß er vom Sattel heraufgrüßte!
Tief verstimmt lehrte das junge Mädchen in die Halle zurück.

Sie fand ihre Tante und Herrn von Amberg in einem lebhaften Gespräch über das Telegramm, mit dem Lois schon nach Floridsdorf unterwegs war.
Und in Frau Kerns Stube redeten die dort versammelten Dienstleute nur von der Depesche.

Während sie auch dort über die neue Wendung, die die Angelegenheit genommen, ihre Meinungen austauschten, rannete der stets eifrige und intelligente Stallburde zur Station, um ja den Zug nicht zu veräumen, der ihn mit dem Brief seiner Herrin nach Floridsdorf bringen sollte.

Nicht alle Dienstleute wollten im Zimmer der Köchin. Der eine, der niemals dahinkam — der „hochmüthige“ Josef — fehlte auch heute und Anna, die man mit ihrer Reizung zu ihm aufzuziehen pflegte, mußte sich auch heute etliche Spottreden gefallen lassen.

Anna, die klug und sehr feinfühlerig war, fühlte seit der Zeit, da Peril sich im Erlenhof so wichtig gemacht, eine quälende Unruhe in sich. Sie hatte Blide bemerkt und einzelne Aeden aufgefunden, die sich mit Josef beschäftigten — mit diesem jungen Mann, der so sehr und zu rühmgejogen unter ihnen lebte, daß man auf den Gedanken kommen mußte, es sei in seiner Vergangenheit etwas nicht in Ordnung, der aber von der Herrschaft so freundlich behandelt wurde, daß sich daraus schließen ließ, er sei ein braver, tüchtiger Mensch. Und als solchen hatte er sich ja auch jederzeit erwiesen. Jedenfalls — fühlte Anna seit ein paar Tagen im tiefsten Herzen — war er ihr der liebste Mensch auf dem ganzen Erlenhof! Sie fragte nicht danach, wie und was er früher gewesen; sie sah nur, wie er jetzt war: zum Sterben traurig, zum Vermweilen unglücklich.

Sie wußte auch, daß die Aenderung mit ihm vorgegangen war, seit der Wächterin das Wachen — dieser Mensch, der sich einbildete, es sei für die verwaltete Leberstochter eine Auszeichnung, wenn er ihr den Hof machte. Wie sie ihn hatte, den Wächter, der, durch und durch wohl, sich noch nie im Dienste ausgezeichnet hatte, mit seinem prägnanten, praktischen Wesen aber doch so vielen imponierte.

Jetzt eben lobten sie ihn wieder. Frau Kern bewunderte den Geduldsmut, den so ein Mann besitzen mußte, der jungen, dummen Vili glänzen in die Augen, und aus Martin und die beiden Gärtner rühmten die Vorliebe, mit der Peril seinen Beruf übte.

Anna wurde es endlich zu viel, da zudern zu müssen. Sie nahm ihre Häubchen, sagte etwas von Kopfschmerz und verließ die Stube.

Sie trug ihr Nähzeug in ihre Kammer, nahm ein Tuch um und ging hinunter in den Garten.
Nur einige Augenblicke wollte sie frische Luft schöpfen; auch mußte sie ja dem Hause so nahe bleiben, daß sie ein ihr geltendes Götten hören könnte.

Im Freien war es heute recht wenig annehmend. Ueber ihr spannte sich breitausladend das Glasdach, unter dem bei schlechtem Wetter die Wagen anzuhalten pflegten. Laut tropfte der Regen auf das Dach, und glucksend schloß das Wasser die Rinne an der Hausede herunter.
Durch das Tropfen und Rauschen hörte Anna noch etwas anderes: ein bitterliches Weinen! Es war ein Mann, der so herzerregend schluchzte, und dieser Mann war — Josef. Er sah auf dem äußersten Ende der steinernen Bank, die an der Hausmauer hinführte. Anna ging schnell auf ihn zu.

Er bemerkte ihr Kommen nicht. Tief vorgebeugt saß er da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in die Hände gepreßt.
Sein Leib wurde vom Schmerz geschüttelt.
Da vergaß sie die Zurückhaltung, die sie ihm gegenüber stets beobachtet, legte die Hände auf seine Schultern und rief voll Angst: „Josef — lieber Josef — warum weinen Sie denn so schrecklich? Kann ich Ihnen helfen?“

Er war emporgesprungen und stand da, die eine Hand gegen die Wand gestemmt, die andere in ängstlicher Abwehr ausgestreckt.
„Anna — Sie sind es!“ rief er, nachdem er sie eine Weile verortet angestarrt hatte. „Und — Sie möchten mir helfen?“
Wieder schluchzte er ein paar mal trampfhaft; sie blinnte ihn voller Barmherzigkeit an. Nichts weiter als „Josef“ sagte sie, und dabei rannen große Tränen über ihre Wangen.
„Ja, wenn mir zu helfen wäre, Sie könnten es!“ murmelte er. Da richtete sie sich auf, und ein Leuchten ging über ihr Gesicht.
„Jedem ist zu helfen, der noch seine Ehre hat!“ sagte sie laut. „Und Sie, Josef — was Sie auch einmal getan haben — Sie haben Ihre Ehre nicht verloren! Das glaube ich so sehr, daß mich niemand an Ihnen irre machen wird.“

Er sagte leise auf, rief sie an sich und küßte wild ihr Haar.
„Du glaubst an mich! Du glaubst an mich!“ stammelte er. „Gott wird Dich segnen, weil Du mich in meiner Verzweiflung nicht verläßt.“

„Josef!“
„Verlange jetzt nichts mehr. Morgen werde ich Dir alles sagen. Noch soll es niemand wissen, daß Du mich lieb hast. Anna, meine Anna, ich —“

Ein Klingelzeichen, das Anna galt, ertollang.
Noch ein fester Händedruck, und das Mädchen eilte fort.
Als sie nach kurzer Zeit wieder ins Freie kam, war Josef nicht mehr da.

Erst nach Lois' Rückkunft von Floridsdorf sah sie Josef noch einmal flüchtig; es war, als er die Schreibmappe seines Herrn wieder in dessen Zimmer trug.
Er mußte dabei knapp an Anna vorbeigehen.
Sie richtete eben das Schlafzimmer der tranken Frau.

Als er die Mappe holte, hatte er ihr froh lächelnd zugewinkt.
Als er dann wieder durch Frau Bräuners Wohnzimmer ging, das man passieren mußte, um von der Halle her ihres Mannes Gemächer zu erreichen, warf er nicht einmal einen Blick in das Schlafzimmer, worin Anna beschäftigt war.

Aber sie sah hinaus.
Und sie erschrak.
Ingrimmig schloß er die Tür, durch die er hereingekommen war, so heftig, daß es schallte. Dann machte er ein paar schnelle Schritte, blieb plötzlich stehen, freckte die freie, geballte Hand aus und schüttelte sie wütend. Dabei war er ganz grau im Gesicht.

Anna stand, nachdem Josef in Bräuners Zimmer verschwunden war, noch lange starr vor Entsetzen da.
„Was war das?“ fragte sie sich, und ein Schauer ging dabei durch ihre Glieder.

Achtes Kapitel.
Am nächsten Morgen früh gegen fünf Uhr verließ Lois den Erlenhof, um abermals nach Groß-Engersdorf zu gehen und von dort nach Floridsdorf zu fahren.
Um 6 Uhr 14 Minuten ging der erste Zug ab, der 7 Uhr 22 Minuten in Floridsdorf ankam. Von hier ging erst 10 Uhr 22 Minuten ein Zug nach Wien ab, der 20 Minuten später dalelbi an der Augustenbrücke hielt.

Frau Bräuner, die in ihrem Brief dem Polizeirat ersucht hatte, schriftlich nach dem Aufsatze des Telegramms zu forschen, nahm an, daß Herr nicht auf den so sehr abgehenden zweiten Zug warten werde, und ein besitzes Geheiß im Herzen, begleitete sie im Geiste den Lois. Nach ein anderer folgte ihm in Geiste Josef, der dem jungen Mädchen mit beiden Augen nachgesehen hatte, solange er

noch in der nebeligen Allee zu sehen gewesen war.
Gegen einhalb acht Uhr übergab Lois dem Polizeirat den Brief und wurde sogleich wieder entlassen.
Wenige Minuten später bestieg der Geheimpolizist Potorny eine Droschke, die schon seit einiger Zeit vor dem Kommissariat auf ihn gewartet hatte, und fuhr mit dem Telegramm, der Photographie und der Schriftprobe Bräuners nach Wien.

Beim ersten Postamte, bei dem er vorüberkam, ließ Potorny halten und wies das Telegramm vor. Man sagte ihm, es sei im siebenten Bezirk, auf dem Postamt in der Siebensterngasse, aufgegeben.
Er fuhr also nach der Siebensterngasse, legierte sich, wies das Telegramm vor und ersuchte den dienftuenden Beamten um Vorweisung des Originals der Depesche.

Es war bald gefunden und nun beugten sich zwei Köpfe über dieses Original und über Bräuners Brief, den Potorny danebengelegt hatte.
„Handelt es sich darum, festzustellen, ob die Handschrift bei beiden die gleiche ist?“ fragte der junge Beamte.

Potorny bejahte.
„Na — da ist doch nicht ein gleicher Zug,“ bemerkte der junge Herr.
„Nein, nicht ein gleicher Zug,“ wiederholte Potorny. „Der arme Herr Bräuner!“

„Was ist denn geschehen?“
„Weggelockt hat man den Herrn Bräuner aus seinem Haus — am vierundzwanzigsten Oktober um vier Uhr — und seither weiß man nichts von ihm, denn diese Depesche ist ja sichtlich auch gefälscht.“

„Das ist ja schrecklich!“
„Freilich ist ja schrecklich. Jetzt möchte ich noch bitten, den Beamten zu zitiieren, der die Depesche aufgenommen hat.“
Der junge Mann sah nach der Aufgabzeit: „Die hat Fräulein Bräuner aufgenommen.“

„Ist das Fräulein anwesend?“
„Sie ist beim Chef drinnen.“
„Darf man sie stören?“
„In einer so wichtigen Sache ganz sicher.“

„Also bitte.“
Der Beamte ging.
Nach zwei Minuten kam er mit dem Fräulein und dem Bureauvorstand zurück.
„Na, was gibt's?“ erkundigte sich der alte Herr lebhaft.
Nachdem Potorny wiederholt hatte, was er dem jungen Beamten gesagt, fragte er das Fräulein, ob sie sich entsinnen könne, wer die Depesche aufgegeben habe.
„Ja, Fräulein Bräuner konnte sich dessen entsinnen, es war ein Kellner aus der „Goldenen Birne“. Das Fräulein kannte ihn, weil sie in der „Goldenen Birne“ ihre Wäschelein einzunehmen pflegte.
„Leopold war's“, sagte sie. „Wissen Sie, Herr Bormann, der mögere, schwarze mit dem schneidigen Schnurrbart. Er sieht leicht mit der Zunge an und befindet in dem kleinen Altonen.“

Herr Bormann, der junge Beamte, der auch des stieren die „Goldene Birne“ aufsuchte, konnte sich trotz der genauen Beschreibung dieses Leopolds nicht entsinnen.
„Vielleicht interessiert es Sie, daß Leopold mit einem Theresientaler bezahlt hat,“ sagte das Fräulein. „Ich habe erst den Kurs nachsehen müssen, damit ich ihm richtig herauszugeben konnte.“

„Aha.“
„Und darum habe ich mir die Sache gemerkt. Statt des Talers habe ich dann gleichmäßiges Geld in die Kasse gelegt.“
„Ja, Sie konnte ihn gerade zum Namenstag für mein Valentin recht gut gebrauchen.“

„Haben Sie ihn schon verschickt?“
„Noch nicht. Ich habe ihn sogar hier.“
Fräulein Bräuner ging zu ihrem Amtsschloß, entnahm der Lade ein Geldstückchen und reichte ihn Potorny.

Es war eine Münze aus dem Jahre 1773. Sie hatte einen kleinen Schnitt, der vom Rande bis zum Rinn des Bildes der Kaiserin Maria Theresia ging.
Der Defekt hietete den Taler ein. „Ich bekomme ihn doch wieder?“ fragte das kleine Postfräulein befürtzt.
Potorny lachte.
„Aber ja, Fräulein!“ sagte er. „Wenigstens das, was er wert ist.“
Dann ging er.
Die „Goldene Birne“, ein altes, renommirtes Gasthaus, befindet sich in der Mariabillerstraße da, wo ein kleiner Käufer weiter, gegen die innere Stadt zu, die Siebensterngasse in sie einmündet. Vom Postamt aus ist die „Goldene Birne“ bequem in etwa acht Minuten zu Fuß zu erreichen.
Potorny betrat das hübsche, gewöhnliche Lokal — sein Wagen fuhr ihm nach — und ließ sich in dem allbewährlichen Teil des Ortsgastmehrs nieder. In dem Zimmer sah außer ihm nur ein Gast, ein dieser Herr, dem das Wohlleben aus dem schaumigen Gesicht und den wasserhellen Augen blühte, und der freien dabei war, seinen feinen Leibe eine Doppelportion Gulack zuzuführen.

noch in der nebeligen Allee zu sehen gewesen war.
Gegen einhalb acht Uhr übergab Lois dem Polizeirat den Brief und wurde sogleich wieder entlassen.
Wenige Minuten später bestieg der Geheimpolizist Potorny eine Droschke, die schon seit einiger Zeit vor dem Kommissariat auf ihn gewartet hatte, und fuhr mit dem Telegramm, der Photographie und der Schriftprobe Bräuners nach Wien.

Beim ersten Postamte, bei dem er vorüberkam, ließ Potorny halten und wies das Telegramm vor. Man sagte ihm, es sei im siebenten Bezirk, auf dem Postamt in der Siebensterngasse, aufgegeben.
Er fuhr also nach der Siebensterngasse, legierte sich, wies das Telegramm vor und ersuchte den dienftuenden Beamten um Vorweisung des Originals der Depesche.

Es war bald gefunden und nun beugten sich zwei Köpfe über dieses Original und über Bräuners Brief, den Potorny danebengelegt hatte.
„Handelt es sich darum, festzustellen, ob die Handschrift bei beiden die gleiche ist?“ fragte der junge Beamte.

Potorny bejahte.
„Na — da ist doch nicht ein gleicher Zug,“ bemerkte der junge Herr.
„Nein, nicht ein gleicher Zug,“ wiederholte Potorny. „Der arme Herr Bräuner!“

„Was ist denn geschehen?“
„Weggelockt hat man den Herrn Bräuner aus seinem Haus — am vierundzwanzigsten Oktober um vier Uhr — und seither weiß man nichts von ihm, denn diese Depesche ist ja sichtlich auch gefälscht.“

„Das ist ja schrecklich!“
„Freilich ist ja schrecklich. Jetzt möchte ich noch bitten, den Beamten zu zitiieren, der die Depesche aufgenommen hat.“
Der junge Mann sah nach der Aufgabzeit: „Die hat Fräulein Bräuner aufgenommen.“

„Ist das Fräulein anwesend?“
„Sie ist beim Chef drinnen.“
„Darf man sie stören?“
„In einer so wichtigen Sache ganz sicher.“

„Also bitte.“
Der Beamte ging.
Nach zwei Minuten kam er mit dem Fräulein und dem Bureauvorstand zurück.
„Na, was gibt's?“ erkundigte sich der alte Herr lebhaft.

Nachdem Potorny wiederholt hatte, was er dem jungen Beamten gesagt, fragte er das Fräulein, ob sie sich entsinnen könne, wer die Depesche aufgegeben habe.
„Ja, Fräulein Bräuner konnte sich dessen entsinnen, es war ein Kellner aus der „Goldenen Birne“. Das Fräulein kannte ihn, weil sie in der „Goldenen Birne“ ihre Wäschelein einzunehmen pflegte.

„Leopold war's“, sagte sie. „Wissen Sie, Herr Bormann, der mögere, schwarze mit dem schneidigen Schnurrbart. Er sieht leicht mit der Zunge an und befindet in dem kleinen Altonen.“

Herr Bormann, der junge Beamte, der auch des stieren die „Goldene Birne“ aufsuchte, konnte sich trotz der genauen Beschreibung dieses Leopolds nicht entsinnen.
„Vielleicht interessiert es Sie, daß Leopold mit einem Theresientaler bezahlt hat,“ sagte das Fräulein. „Ich habe erst den Kurs nachsehen müssen, damit ich ihm richtig herauszugeben konnte.“

„Aha.“
„Und darum habe ich mir die Sache gemerkt. Statt des Talers habe ich dann gleichmäßiges Geld in die Kasse gelegt.“
„Ja, Sie konnte ihn gerade zum Namenstag für mein Valentin recht gut gebrauchen.“

„Haben Sie ihn schon verschickt?“
„Noch nicht. Ich habe ihn sogar hier.“
Fräulein Bräuner ging zu ihrem Amtsschloß, entnahm der Lade ein Geldstückchen und reichte ihn Potorny.

Es war eine Münze aus dem Jahre 1773. Sie hatte einen kleinen Schnitt, der vom Rande bis zum Rinn des Bildes der Kaiserin Maria Theresia ging.
Der Defekt hietete den Taler ein. „Ich bekomme ihn doch wieder?“ fragte das kleine Postfräulein befürtzt.
Potorny lachte.

„Aber ja, Fräulein!“ sagte er. „Wenigstens das, was er wert ist.“
Dann ging er.
Die „Goldene Birne“, ein altes, renommirtes Gasthaus, befindet sich in der Mariabillerstraße da, wo ein kleiner Käufer weiter, gegen die innere Stadt zu, die Siebensterngasse in sie einmündet. Vom Postamt aus ist die „Goldene Birne“ bequem in etwa acht Minuten zu Fuß zu erreichen.

Potorny betrat das hübsche, gewöhnliche Lokal — sein Wagen fuhr ihm nach — und ließ sich in dem allbewährlichen Teil des Ortsgastmehrs nieder. In dem Zimmer sah außer ihm nur ein Gast, ein dieser Herr, dem das Wohlleben aus dem schaumigen Gesicht und den wasserhellen Augen blühte, und der freien dabei war, seinen feinen Leibe eine Doppelportion Gulack zuzuführen.

(Fortsetzung folgt.)